

Wyss, Eva Lia (2002): Figurationen des männlichen Körpers in Liebesbriefen des 20. Jahrhunderts. In: ROSA (Herbst 2002). S. 18-19.

Figurationen des männlichen Körpers in Liebesbriefen des 20. Jahrhunderts.

LEAD: Während das Begehren des Mannes eine Sprache findet, gibt es lange Zeit wenig Raum für den Ausdruck des Begehrens der Frau. Der Körper des Mannes spielt in diesem Fragment des Liebesdiskurses, dem Liebesbrief, anscheinend eine andere Rolle als der Körper der Frau. Gegen Ende des 20. Jahrhunderts lösen sich die Grenzen auf.

Der Liebesbrief ist derjenige Text, in welchem Liebende ihr Begehren ausdrücken. Es beginnt mit der brieflichen Anrede, die meist ziemlich standardisiert ausfällt, doch wird gerade hier das Gegenüber mit lieblichen Formulierungen angesprochen, vielleicht sogar mit einem Kosenamen: Mein kleines Miau! (1188), Mein innigstgeliebter Otti (264), Mein geliebtes Schatzi, gutes Bubi (273) Lisel, Lisel, lieber Tiger (3784). (Alle Zitate stammen aus Briefen des Zürcher Liebesbriefarchivs¹, die Nummern bezeichnen die Archivnummern der Briefe.)

Sprachliche Annäherung

Das Kosen geht im Text über in schriftliches Schmeicheln, in verbale Annäherungsversuche, um Intimität und Beziehung aufzubauen. Dies geschieht mit Komplimenten, mit Fragen, mit Bitten um ein Liebesgeschenk, ein Strumpfband beispielsweise.

Ebenso wird man versuchen in einem Brief einen gemeinsamen Erlebnisraum zu schaffen, um durch eine verbale Inszenierung eine Intimität auf Distanz herzustellen. Dies geschieht beispielsweise, indem er das eigene Erinnern gemeinsam verlebter Stunden dem Gegenüber vor Augen führt:

„Vom Bahnhof aus ging ich direkt in den Wald, von den Eltern hatte ich mich schon verabschiedet. Im Walde konnten nun meine Gedanken so ganz ausschliesslich bei Dir sein. Ich suchte die Wege auf, die wir so oft zusammen gegangen waren und so viele glückliche Stunden verlebt haben. Es war ein wunderbarer Abend. Wie eine mächtige grosse Kirche kam es mir vor als ich unter das hohe Laubdach eintrat. Kleine Vögelchen flogen noch unruhig hin und her um sich ein sicheres ruhiges Plätzchen für ihre Nachtruhe zu suchen, ein kleines kurzes Liedchen hörte man im dichten Grün noch singen, dann war alles still, nur das eigenartige brummen, welches aus dem Getriebe der Stadt herüber kam wirkte noch störend auf den eigentümlichen einsamen Wanderer, den sich die Vorübergehenden nachsinnend ansahen.“ (1904, ZLA 4297)

Das folgende Beispiel stammt aus der Mitte des Jahrhunderts, aus einfacherem Milieu:

„Vertrauen hast Du damals schon an mir gehabt, wie nahe warst du mir doch schon in der ersten Nacht. Er war auch eine Bergnacht, aber schön und wolkenlos. Und du lagst weich und warm in meinen Armen und ich konnte es irgendwie nicht fassen. Ich glaubte an ein Märchen und musste immer wieder deinen Mund küssen, und anfühlen, was es wirklich war ist. Rösy, an diesem Tage kam das Glück zu mir und hat mich unaussprechlich reich gemacht. Weisst Du noch, wie wir damals auf dem Heimweg nach Kandersteg wie zwei glückliche Kinder Hand in Hand gegangen sind, über um die heisse Sommersonne und in uns die Sonne der Liebe. Wir müssen weiter.“ (1946, ZLA 73)

Schriftliche Fantasieräume

Eine brieflich-textuelle Annäherung geschieht auch, wenn die eigenen Fantasien dem Objekt des Begehrens – welches in diesen Fantasien meistens die Hauptrolle spielt – detailliert vor

¹ Für das Habilitationsprojekt zum Liebesbrief im 20. Jahrhundert wurde das Zürcher Liebesbriefarchiv (= ZLA) aufgebaut. Es umfasst ca. 5500 Liebesbriefe aus der Zeit zwischen 1850 und 2002. In einer Ausstellung zum Liebesbrief im Museum Strauhof der Stadt Zürich (Eröffnung 12. Dezember 2002) sind auch Briefe aus diesem Archiv zu sehen.

Wyss, Eva Lia (2002): Figurationen des männlichen Körpers in Liebesbriefen des 20. Jahrhunderts. In: ROSA (Herbst 2002). S. 18-19.

Augen geführt werden. Dies geschieht zwar mitunter in einer vagen Andeutung: „ich würde gerne etwas Schönes mit Dir machen heute.“ (1994, ZLA 1348)

Doch das Zusammengehen der Fantasie des Schreibers mit der im Moment des Lesens sich aufbauenden Fantasie der Leserin benötigt Zeit und dies bedeutet für den Brief, dass eine bestimmte minimale Menge an Text notwendig ist. „Ich würde dann wohl dein Gesicht zwischen meine Hände nehmen und dich andächtig küssen (vielleicht auch berauschend) das kommt auf die Laune des Augenblicks an.“ (1939, ZLA 4390) – schreibt ein junger Soldat aus seiner Freundin nach Hause.

Diese Erzählungen intensivieren sich, wenn sie in Details geschrieben und szenisch ausgeschmückt werden. Auf diese Weise wird in der Vorstellung des Gegenübers ein fiktionaler Raum evoziert, da man sich beim Lesen selber mit in die vorgeführte Fantasie einbaut. Es entsteht dadurch eine Annäherung an reale Begegnungen, wie dies auch aus dem Internet bekannt ist.

Am besten gelingt diese Vergegenwärtigung wohl mit einer detaillierten Ausschmückung der Szenerie, wie im folgenden Beispiel, in welchem ein Pfarrer in Anlehnung an das Hohe Lied formuliert: „Salü Chrälleli, Jetzt isch es richtig Summer worde, und Du chasch dur blühendi Wise und schattigi Wälder schpaziere. Ich begleite Dich und verschüchle d Bräume vo Dym Gsicht. Ich gibe Dir us em klare Bach z trinke (Öpfelsaft) und legge Dich in Schatte under en Holderebaum, wo so guet schmöckt. Mit eme Grashalm chrüseli Dys Näsli, bis Du nüesse muesch. Gsundheit Chrälleli! Schaad, dass es niene es Löwezahn-Liechtli hätt! Suscht chönnt ich jetzt frage: „Tag oder Nacht“ und bi „Nacht“ „alli Liechtli i Dyni Geissliherde blaase. So chrüsele ich Dich jetzt eifach suscht e chli im Gnick und tröifle Honig uf Dyni Rooseböge.“ (ZLA 1750, 1981)

Im Unterschied zum erotischen Roman, der mit detailgenauen Beschreibungen von sexuellen Handlungen stimulieren will, eröffnet der Brief in seiner Konstellation als An-Rede an eine Person einen gemeinsamen aber diskontinuierlichen Fantasieraum. Diskontinuierlich, also unterbrochen, ist der Raum durch die Übermittlung des Briefs. Durch den geschriebenen und dann gelesenen gemeinsamen Text wird er aber auch zusammengehalten. In diesem Fantasieraum treffen sich die Körper.

In den zitierten Stellen wird der Körper des Mannes in Szene gesetzt. Welche Position oder Perspektive nimmt er ein? Er hält die Frau in seinen Armen, er gibt Küsse. Was unternimmt er konkret? Er küsst, er tanzt, er verscheucht Insekten, er legt die Frau in den Schatten, er kitzelt ihr Näslein, er spielt mit ihr Tag oder Nacht... Der Mann schreibt selten explizit über seinen eigenen Körper. Er schreibt bisweilen, er fühle sich (meist erstaunlicherweise) gesund, oder aber rekonvaleszent. Er schreibt, er müsse schlafen gehen. Oder er schreibt vom Tanzen. Alles in allem ist da meist ein Mann, der handelt, der seinen Körper aber nicht thematisiert. Man könnte annehmen, dass der Körper als Begehren im Liebesbrief implizit allgegenwärtig. Als körperliches Ich ist es im Text präsent, den auch ein *körperliches* Ich schreibt. Ebenso zur Sprache gebracht wird es als vorgestelltes beehrtes Du gegenwärtig und schliesslich als Figuration von Körper und Körperteilen, sowie als körperliche Aktivität.

Wo die Sprache aufhört...

Wo die Sprache aufhört, lässt sie den Körper sprechen: „Wie sehr mich die Heimwehsgedanken hier oben in meinem Kämmerlein umgeben, kann ich Dir nicht in Worten sagen, würde ich es versuchen, so würden meine Augen das Papier nicht sehen.“ (1904, ZLA 4290) Diese paradox-elegante Formulierung spricht von beidem: von der Sehnsucht und vom vergeblichen Versuch, die Sehnsucht in Worte zu fassen. Sie würde Tränen in die Augen treiben. Dieses „Tränen in den Augen haben“, eine Wendung, die da und dort in Liebesbriefen zu lesen ist. Auch in der Grussformel ist sie anzutreffen: „Sei gegrüsst und viele Küsse von

Wyss, Eva Lia (2002): Figurationen des männlichen Körpers in Liebesbriefen des 20. Jahrhunderts. In: ROSA (Herbst 2002). S. 18-19.

Deinem Richard der sich so sehr nach Dir sehnt und Tränen in den Augen hat.“ (1954, ZLA 1165) Dieser topische Ausdruck erlaubt mindestens zwei Lesarten, da zwei Ebenen des Zu-Verstehen-Gebens darin kodiert sind: Einerseits wird eine nonverbale Handlung beschrieben: „ich muss weinen“, andererseits gibt man damit zu verstehen, dass man traurig ist. Und obwohl weinen bis heute eine eminent unmännliche Angelegenheit ist, scheint es im Falle der Liebesehnsucht zumindest im Zusammenhang mit männlichem Begehren thematisierbar. Ob die Handlung im zweiten Beispiel realiter ausgeführt wurde oder ob es sich eher um eine warmherzige Floskel handelt, ist schwer zu beurteilen. Im allgemeinen sind die Tränen in den Liebesbriefen doch häufiger „Sache“ der Frau.

Die Erotik des Frauenkörpers

Auch in Texten von Frauen kommt der männliche Körper nur selten vor. Über das ganze 20. Jahrhundert aber erscheint die Frau als inszenierter Körper vor dem inneren Auge des Begehrenden: „Und dann sind Sie plötzlich wie ein scheues Vögelein hinter mir gesessen. Was mir sofort auffiel, waren 3 Dinge: Ihre schlanke, graziöse Figur, die Frisur welche Ihnen ausgezeichnet steht, und die Löchlein in den Ohren, wo etwas "fehlte". Na, und im Tanzen haben wir ja nach Überwindung der gegenseitig steifen Beine bald sehr gut harmoniert, und zum Abschluss konnte ich, wie gesagt, nur bedauern, mit Ihnen nicht noch länger durch den Raum schweben zu dürfen! (1945, ZLA 1180) Auch die Frau spielt gekonnt mit diesem Repertoire: sie dekoriert beispielsweise ihren Brief mit einem Lippenstiftkuss. (Vgl. Abb 1.: Lippenstiftküsse auf einem Liebesbrief)



Auflösung der Grenzen

Erst in den 1990er Jahren sind im ZLA sprachliche Aneignungen des männlichen Körpers zu lesen. Beispielsweise treten in diesem Jahrzehnt erstmals Kosenamen für den Penis auf. Es werden ihm beispielsweise Grüsse ausgerichtet. Er wird also nicht als Fragment inszeniert, wie das Haar, die Augen, die Lippen der Frau, sondern wird personifiziert.

Wyss, Eva Lia (2002): Figurationen des männlichen Körpers in Liebesbriefen des 20. Jahrhunderts. In: ROSA (Herbst 2002). S. 18-19.

In dieselbe Zeit fallen im ZLA erotische Liebesbriefe von Frauen, die den Mann als Objekt der Begierde in den Mittelpunkt rücken: „1. Mai 92/B./dieses drängen in der Brust/dieser Wunsch, dich zu spüren/mich an dich zu schmiegen/meine vom regen feuchten Haare/durch deine Finger zu kämmen/mein Gesicht an deinen Rücken/zu legen, in deinem Bauch zu vergraben/... oder dein Gesicht nachzuzeichnen/nocheinmal und nocheinmal.../noch tausendmal und mehr/deine Lippen zu berühren/nur ganz leise und zart-/und dann doch ohne Umschweife/voller Lust zu Munden/die Welt auf die Kurven und Geraden/unsere Körper zu reduzieren/auf die Zärtlichkeit zwischen dir und mir/eine Stunde lang/oder auch nur eine Minute/N.“ (ZLA 695)

In diesem Brief zeigt sich das Begehren der Frau explizit, sie stellt ihre eigenen Handlungen am und mit dem Körper des Mannes dar. Ein gemeinsamer Fantasieraum wird aufgebaut. Der Mann erhält in dieser Konstruktion nun Finger, einen Rücken, einen Bauch, ein Gesicht und schliesslich – man möchte fast sagen „natürlich“ – auch Lippen. Es ist dann wohl auch kaum zu vermeiden, dass nach und nach auch der Mann als Fragment stereotyper Körperteile in den Liebesbrief eingeht.

Wenn eine Sprache der Liebe fehlt, so werden andere Diskurse gesucht. So zum Beispiel kann diskursives Fremdmaterial aus der Medizin herbeigezogen werden, ein spektakuläres Selbstexperiment wird beschrieben, um dann in eine private Reflexion zu münden:

„Derzeit beschäftige ich mich gerade pseudowissenschaftlich mit körpereigenen Drogen. Eine der einfachsten Übungen, um körpereigene Drogen freizusetzen, ist das Hyperventilieren. Schön daran ist, dass es gerade meine Lieblingsdrogen stimuliert: Endorphine (sugar), Doprin und andere körpereigene Psychodelika (LSD). Weisst Du, was ich dabei herausgefunden habe? Ich liege also hyperventilierend auf Felices Bett, die andern schauen fern und regen sich köstlich über mich auf, ich ventiliere, bis ich fast ersticke und siehe da: als ich fertig bin und es einfährt bin ich darüber glücklich und lache, lache, lache, ja, weisst Du wie ich lache? Ich lache wie nach....ja so lache ich. Und es ist fast dasselbe Gefühl, nur der genitale Teil fehlt. Uaahh, und wieder einmal habe ich das dringende Bedürfnis, mich mitzuteilen, aber wem nur? Den beiden neben mir auf dem Bett? Nö, nur Du sollst es wissen.“ (24.08.1996, ZLA 88)

Gesellschaftliche Begrenzung

Der Liebesbrief ein privater und persönlicher Text. In ihm manifestiert sich jedoch das Gesellschaftliche, der Liebesdiskurs. Dieser bestimmt die Art und Weise, die Grenzen und die Leute, die an gewissen Konstellationen und Kommunikationen beteiligt sind. So stellt man sich – dies sind Normen, welche beispielsweise in Briefstellern dokumentiert werden – den leidenschaftlichen Liebesbrief zu Beginn des 20. Jahrhunderts – wie auch im 19. Jahrhundert – als Brief eines jungen Mannes aus bürgerlichem Hause vor. Weder ein Bauer, noch ein Soldat, aber auch nicht ein alter Herr oder eine Frau schreiben demnach voller Sehnsucht einen leidenschaftlichen Liebesbrief. Dieser soll das Begehren denn literarisch in Sprache fassen. Die höchste Form der sprachlich sublimierten Leidenschaft ist das Liebesgedicht. Die Annahme einer diskursiven Konstruktion von Selbst, von Identität, von Welt misst kulturellen symbolischen Systemen besonders der Sprache und sprachlichen Texten eine grosse Bedeutung bei. Wenn nun in einem dieser Systeme der Körper des Mannes stets implizit in einem „Ich“, als handelnder Körper zur Darstellung kommt, aber nie explizit – wie beispielsweise die Frau –, so ist dies Hinweis auf ein Tabu. Das Tabu ist ein kulturell-gesellschaftliches Redeverbot, das – folgt man Foucault (1972) – der Machterhaltung dient, und es stellt sich die Frage, welches die Gründe des Redeverbotes in der Partnerschaft sein könnten. Dort, wo die Intimität am grössten ist, scheint der Schutz einer Autorität notwendig. Geschützt wird demnach in der schriftlichen Kommunikation, im Liebesbrief, demnach die körperliche Autorität des Mannes.

Wyss, Eva Lia (2002): Figurationen des männlichen Körpers in Liebesbriefen des 20. Jahrhunderts. In: ROSA (Herbst 2002). S. 18-19.

Quellen:

Alle Briefbeispiele stammen aus dem Zürcher Liebesbriefarchiv (ZLA). Vgl.
<http://www.unizh.ch/~elwyss/>

Literatur:

Foucault, Michel (1972): *L'ordre du discours*. Paris.

Publikationen der Autorin:

Wyss, Eva L. (2002): Fragmente einer Sprachgeschichte des Liebesbriefs. Texte im Spannungsfeld von Sprachgeschichte, Geschichte der Kommunikation und Mediengeschichte. In: Schmitz, U. /Wyss, E.L. (Hg.) *Briefkommunikation im 20. Jahrhundert*. (=Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie 64)

Wyss, Eva L. (2002; im Erscheinen): Sprache, Subjekt und Identität. Zur Analyse der schriftlichen Genderpraxis am Beispiel von Liebesbriefen aus dem 20. Jahrhundert. In: Faschingbauer, Tamara (Hg.): *Neuere Ergebnisse der Empirischen Genderforschung*. Olms (=Germanistische Linguistik Bd. 167-168)

Wyss, Eva L. (2002; im Erscheinen): Metamorphosen des Liebesbriefs im Internet. Eine korpusgestützte, textlinguistische und kommunikationswissenschaftliche Bestimmung des Liebesbriefs und seiner Pendanten im Internet. In: Höflich, Joachim (Hg.) *Vermittlungskulturen im Wandel: Brief – E-Mail – SMS*.

Wyss, Eva L. (2002; im Erscheinen) *Liebesbriefe von Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen. Eine Textsorte im lebenszeitlichen Wandel*. In: Häcki-Buhofer, Annelies (Hg.): *Spracherwerb und Lebensalter*. Basel. (= Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur)

Eva Lia Wyss, Dr. phil., ist Oberassistentin am Deutschen Seminar der Universität Zürich. Sie arbeitet an einem Habilitationsprojekt zum Liebesbrief im 20. Jahrhundert.

elwyss@ds.unizh.ch und www.unizh.ch/~elwyss/